

## **THEODOR HEUSS: FRIEDRICH-NAUMANNS ERBE**

14. NOVEMBER 1958 IN BAD GODESBERG

Als man mir im Frühjahr den Gedanken vortrug, es möge im Rahmen einer »Friedrich-Naumann-Stiftung« die Möglichkeit geboten werden zu historischer und zu grundsätzlicher Unterweisung in den politischen Dingen, auch zur kontradiktorischen Klärung schwebender Fragen, fand ich das sehr schön. Die letzte Schrift des Mannes, vor seinem Tode, gemeinsam mit Wilhelm Heile herausgegeben, 1918, trug den Titel: »Erziehung zur Politik« und war etwas wie eine Programmarbeit für die »Staatsbürgerschule«. Diesen Namen hatte er für ein sorgfältig überlegtes Unternehmen gewählt, um nach dem illusionslos gesehenen Kriegsausgang junge Menschen im Rahmen der Demokratie geschickt und verantwortungsstark zu machen für die Aufgaben, die sie erwarten würden. Aus den Ansätzen hat dann nach seinem plötzlichen Tode Ernst Jäckhs organisatorische Tatkraft die »Deutsche Hochschule für Politik« entwickelt. Naumanns politisch-pädagogisches Bemühen hatte schon *vor* dem ersten Weltkrieg eingesetzt, doch dessen Ausbruch erzwang die Vertagung des Planes. Dieser, der auf ein neues »*Staatslexikon*« zielte, war kalkulatorisch, war mit Themen und Mitarbeitern fix und fertig durchgestaltet. Die Erinnerung meldete sich, welche sachmitteilende und zugleich gesinnungsbildende Kraft im Vormärz dem Rotteck-Welckerschen »*Staatslexikon*« zukam, dessen Anreger und wesentlichster Mitarbeiter kein geringerer als Friedrich List gewesen war. Als man mich im Frühsommer 1958 ersuchte, zur Einführung einiges über Naumanns Wesen und nachwirkende Bedeutung zu sprechen, habe ich nicht gezögert, ja zu sagen.

Das ist, von mir aus gesehen, ganz einfach eine Pflicht persönlicher Dankbarkeit; denn die sehr frühe Begegnung mit dem Manne hat mich selber geprägt, nicht bloß politisch, in der nicht fragenden Zustimmung, in der sich selbst behauptenden Auseinandersetzung. Aber diese Ausführungen sollen kein autobiographischer Beitrag sein, sondern versuchen, Bleibendes in der Gestalt zu zeigen. Manchmal las ich und lese ich in Zeitungen vermerkt, in der nachsichtigen Ironie, die dem historisch nicht mit Bildung überlasteten Gegenwartsmenschen eignet, es sei eigentlich so etwas wie ein Hobby von mir, dann und dann den Namen zu nennen, der im übrigen von einer späteren Generation vergessen sei. Nun ist vor ein paar Wochen Naumanns geistesgeschichtliche Position in der deutschen politischen Gesinnungsbildung herangeholt worden, als Dr. Eugen Gerstenmaier sie auf dem Kieler Parteitag der CDU zu deuten versuchte. Das war anregend und durchaus des Nachdenkens wert. Doch mir selber ist die heutige Aufgabe, die seit Monaten auf mich zukam, dadurch nicht erleichtert worden. Denn es könnte so aussehen, nach dem starken und noch nicht ausgeklungenen Widerhall, den jene Rede geweckt hat, als ob

ich, sozusagen ex cathedra, a) mich in partei-interne Auseinandersetzungen mischen oder b) zu polemischen Äußerungen, die zwischen den Parteien hin und her gingen, Beurteilungen anliefern wollte. Das kann nicht das Geschäft des Bundespräsidenten sein; der »Historiker« müsste bei manchen publizistischen Kommentaren sowohl zu a) wie zu b) die und die Anmerkung des Erstaunens über unpräzises Fehlwissen machen. Gerstenmaiers Unterfangen war interessant; wenn er, der uns die Freude macht, unter uns zu weilen, mir erlaubt, es zu interpretieren, so ging es ihm darum, einige in einer Zeitgebundenheit gefrorene Wortbegrifflichkeiten aufzutauen, sie flüssig zu machen, aber Wesensgehalte, die nicht aus sozusagen kanonisierten Quellen sich herleiten – kanonisiert hier natürlich ohne kirchlichen Beiklang zu verstehen -, mit zu fassen, zu kanalisieren, um einem Feld des Denkens - sprich Ideologie - geistig dauerhafte Fruchtbarkeit zu ermöglichen.

Wenn hier und heute ein neues Beginnen unter die Symbolkraft eines Namens gestellt wird, so wäre es eine Sünde wider den Geist, den Träger dieses Namens, sein Denken und sein Handeln zu dogmatisieren. Hier liegt ein Element, das mich etwas scheu macht vor dem bereitgehaltenen Thema »Erbe« - denn dies ist nicht in einer begrifflich verfassten Kategorienreihe darzubieten. Er war selber voll Entwicklung, auch Wandlung, durchaus ein Kind seiner Zeit und doch auch in vielen Stücken ihr Gegenspieler, gewiss die interessanteste und facettenreichste Figur der so genannten »Wilhelminischen Epoche«, deren Dauer sich fast genau mit seinem breiteren öffentlichen Wirken deckt, nimmt man dessen Beginn mit dem ersten großen Auftreten des Achtundzwanzigjährigen auf dem Kongress der Inneren Mission in Kassel 1888; 1919 stirbt er. Er ist in der geistigen Rezeptionswilligkeit wie ein Seismograph dieser in aller Wirrung und häufigen Verkrampftheit reichen, schicksalsreichen Periode. Das gilt im Theologischen für die breite Arbeit der Religionshistoriker, die er mit Aufmerksamkeit begleitet und sicher in gewissem Ausmaß auch mittelbar angeregt hat, etwa Ernst Troeltschs große Darstellung der »Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen«, gilt im Künstlerischen für die antiromantische Selbstbesinnung - die Gründung des Deutschen Werkbundes geht wesenhaft auf Naumanns Vorschlag zurück, und, charakteristisch genug, die ersten deutlichen und verstimmten Einwände gegen Wilhelm II. gelten dessen Kunstpflege und Kunstgeschmack. Lange genug hatte Naumann die »modernen« Züge im Wesen des Monarchen betont, ja verteidigt, bis er, nach der Daily-Telegraph-Affäre, 1908, in Angst und Sorge fiel. Denn der unernste Dilettantismus, womit der Monarch die Engländer wissen ließ, dass *er* sie für die Führung des Burenkrieges beraten habe, und die Art, wie er dabei die Gefühlshaltung des eigenen Volkes verkannte, musste ihn wie zahllose andere Deutsche tief erschrecken. Naumann war in den Jahren seiner männlichen Entfaltung durchaus das, was man später etwas global »Imperialist« nannte. Also: Kolonialkredite,

Flottenvermehrung, freilich nicht in dem großsprecherischen alldeutschen Stil, doch mit einer gelegentlich brutal wirkenden Energie, um innere Einwände christlicher Gefühllichkeit niederzuringen. Die sarkastische Herbheit des Freundes Max Weber tat das Ihrige, der Sentimentalität keinen Raum zu lassen. So etwa, als Naumann, um sich als Realist zu erweisen, eine alberne Rede des Kaisers bei dem Feldzug gegen die kriegerischen chinesischen »Boxer« verteidigte -da war er für einige Zeit zum »Hunnenpastor« gestempelt. Doch das eine ist ganz deutlich: sein Weg in die Politik vollzieht sich in der immerwährenden Auseinandersetzung zwischen *christlichem Liebesgebot* der Nächstenhilfe, vor einem Volksschicksal auch in verbindliche Rechtsordnungen gebunden - das »barmherzige Staatsgesetz« ist eine charakteristische Wortprägung -, und dem eingeborenen *Machtanspruch jeglicher* Staatlichkeit. Diese Spannung hat sein Leben bis zum Ende begleitet.

Wer erwartet, dass ich Naumann auf einen »Liberalen« aus dem deutschen Bilderbuch ummale, in dem man Rudolf von Bennigsen, Eugen Richter, Heinrich Rickert, Lasker, Stauffenberg finden mag, wird enttäuscht werden. Er entstammt einem streng lutherischen, konservativen Pfarrhaus, von dessen fünf Söhnen drei Theologen wurden, freilich alle drei, und dies gegen die Intentionen des Vaters, in eine sozialkaritative Wirksamkeit einmündend. Bei dem jungen Theologen war sicher auch das Wissen um Wichern, Bodelschwingh, Stoecker wichtig genug, der Einfluss der Mutter, die durch Löhes Schule hindurchgegangen, wird dazugekommen sein. Aber entscheidend doch die *Jugendeindrücke* in einer von der neuen Technik zunächst überrumpelten Textilgend, bei der in Hinterhöfen und halbländlichen Häusern Armut und Hoffnungslosigkeit Herberge genommen hatten. Es war August Bebels erster Wahlkreis. Fast alle frühen Schriften von Naumann beziehen ihren Duktus aus dieser Erfahrungswelt der Jugend und des ersten Pfarramtes. Sie haben auch den seelsorgerlichen Akzent: »Was tun wir gegen die glaubenslose Sozialdemokratie?«, »Arme Reisende« (Die ewigen Handwerksburschen), »Arbeiter-Katechismus«, »Das soziale Programm der evangelischen Kirche« bis zu der so großartigen wie, wenn Sie wollen, naiven Schrift »Jesus als Volksmann«. Das ist alles sehr konkret. Wohl hilft das Studium der sozialistischen Klassiker und der propagandistischen Pamphletisten zu der Einsicht, wie Abstraktionen im Stile von Lassalle und Marx, weniger von Engels, chiliastische Hoffnungen anregen, aber Naumann, den, weil er Phantasie besaß, geistig anspruchslose Polemik später für einen »Romantiker« erklärt oder zu der Unverbindlichkeit eines »Philosophen« avancieren lässt, ist ganz einfach bemüht, nach Gesinnungen und deren Formung zu suchen, die dem „*Mensch Sein*“ helfen, materiell, rechtlich, seelisch „*Mensch zu sein*“, nicht bloß statistisches Material. Vielleicht mögen Sie darin ein »liberales« Element finden, die Sorge um das Recht

der Individualität und seine Ausweitung. Ich nehme an, dass in den Unternehmungen der Friedrich-Naumann-Stiftung das Theologische und Religiöse eine sekundäre Rolle spielen wird. Aber wenn von Naumanns Weg in die Politik geredet werden soll, und was er ihr hinterließ, kann nicht darüber hinweggesehen werden. Er verließ 1896 das Pfarramt und wurde »Berufspolitiker«, schrieb aber in seiner Wochenschrift »Hilfe« für Jahre wöchentliche »Andachten«, die vielen Pfarrern nicht unwillkommen waren, und dann die »Briefe über Religion«. Vermutlich ist er, der vor allem die Arbeiten von Troeltsch, Deißmann, Weinel, Bousset sehr lebhaft verfolgte, nicht in die Geschichte der deutschen Theologie eingegangen, aber wenn es so etwas gibt, gehört er in die Geschichte der deutschen Frömmigkeit. Gerstenmaiers auch von mir im Persönlichen sehr geschätzter, so geistreicher als liebenswerter Lehrer Friedrich Brunstäd in Rostock hat apologetisch versucht, aus dem Kirchenmann und Politiker Adolf Stoecker, der eine so imponierende wie in Einzelzügen verwegene, gelegentlich auch bedenkliche Figur der zweiten Hälfte des Jahrhunderts war, etwas wie einen »richtigen Theologen« zu machen. Für Naumann erfand er den lässigen Begriff »Religionismus«, das heißt wohl: »Bildungsunverbindlichkeit«. Ich habe dem Autor selber noch sagen können, dass das zu billig sei. Ich darf eine persönliche Bemerkung einschalten: Als Naumann den einundzwanzigjährigen Doktoranden der Nationalökonomie, der freilich schon als Pennäler in dem Blatt schriftstellernd gesündigt hat, 1905 berief, um für seine Wochenschrift »Hilfe« einen literarisch-künstlerischen Teil aufzubauen, bat er mich, ihm meine Pläne vorzutragen und eventuelle Vorschläge zu machen. Das geschah. Vielleicht war es zu kühn, vielleicht auch taktlos, als ich anregte, den Titel der Wochenschrift zu ändern; er sei vor zehn Jahren atmosphärisch richtig gewesen, jetzt besitze das Blatt wesentlich politische, nicht vorzüglich christlich-humanitäre Leser, und die Aufgabe, die mir gestellt sei, erfahre in dem Mitleidscharakter, der in dem Titel stecke, eine Einschränkung.

Naumann begriff und achtete meine Motive, aber er sagte *nein* - er könne und wolle sich nicht vom Ausgang seiner politischen Arbeit trennen. Mit angeregt durch die neuen Lutherforschungen, schrieb Naumann zwölf Jahre später zum Reformationsjubiläum das höchst lebendige Buch »Luthers Freiheit«, keine wissenschaftliche Theologie, aber voll persönlicher Bekenntnisfreudigkeit. In diese Zeit fällt auch die menschliche Begegnung mit Karl Barth. Sie musste ergebnislos sein -in Barths Nachruf, 1919, der etwas herablassend distanzierend ist, kommt das zum leicht peinlichen Ausdruck. Aber eben diese Distanz ist geistesgeschichtlich der Anmerkung wert: Die christologische Dogmatik beschäftigte den Mann nicht sehr, sondern die Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit des weltlichen Macht und

Interessengetriebes mit den Elementen einer *christlichen* Ethik. Vielleicht erscheint diese Thematik dem einen oder anderen der Zuhörer zu breit dargelegt -es ist ja ein politischer Kreis, zu dem ich zu sprechen habe -, aber dieser Urstrom hat Naumanns ganzes Leben in der Tiefe begleitet und man darf den stillen Gang nicht überhören. 1896 also verlässt Naumann das Pfarramt, um »Politik als Beruf« zu wählen, dies Max Webers Formel. Er hatte ein paar Konflikte mit Kirchenleitungen in Sachsen wie in Frankfurt tapfer durchgestanden. Die Kirche als solche sollte mit der »Säkularisation« seines Wirkens nicht belastet sein. Dieser Begriff war damals noch nicht Modewort geworden, wie etwa ein Vierteljahrhundert später, da es Abweichungen und »Verweltlichungen« richtiger oder unterstellter kirchlich-religiöser Form und Gefühlsgehalte zu decken hatte. Die soziale Problematik einer aus Zunftwesen und Feudalismus sich lösenden Gesellschaft, der die neu einbrechende Technik der Dampfkraft wie der industriellen Mechanik, bald auch der Elektrizität, zusätzlich ökonomische und rechtliche Fragen vorlegte, mit sorgenden Augen und hilfswilligen Gefühlen aus religiösem oder kirchlichem Zentrum zu sehen, hatte ja einen *epochalen* Zug: Kingsley in England, Lamennais in Frankreich, Ketteler, Kolping, Jörg auf katholischer, Wiehern, Bodelschwingh, Todt, Stoecker auf evangelischer Seite in Deutschland - hier also war Naumann nicht originell. Aber, das war wohl das Neue und Faszinierende: er sah das Soziale, um die bewusste und tragende Eingliederung des zur Masse werdenden Industrievolkes mit diesem unscharfen Wort zu nehmen, in seiner *doppelten* Bezüglichkeit: a) in der Chance der freien Persönlichkeitsgestaltung und -behauptung *dies* also eine Quelle seines »Liberalismus«-, b) in dem Wissen, dass nicht nur ein gesundes *volkhaftes* Sein, sondern auch die solches tragende *Staatlichkeit* in einer Wechselwirkung stehen. Als Naumann, persönlich selber zögernd, mit der Gründung des »Nationalsozialen Vereins« 1896 zu der eigenständigen politischen Gruppenbildung ging, sagte man gerne: »sozial, weil national und national, weil sozial«. Aber das war dann doch wohl zu billig. (Es hatte über die Namensgebung Kontroversen gegeben: Goehre wollte »sozialistisch«, Hans Delbrück, selber freikonservativ und dem Kaiserhause nahe stehend, regte an: »nationaldemokratisch«.) In dem 1900 erschienenen großen Buch kommt dann das Wesenhafte zu einem großartigen Ausdruck: Der Titel »*Demokratie und Kaisertum*« wirkt antithetisch, ist aber als Synthese gemeint - man muss nur dem Wörtchen »und« die Bedeutung schenken. Die Formel »*Kaisertum*« hat nicht den Charakter des Bekenntnisses zu einem Herrschaftssystem, sondern umschreibt einfach *die institutionelle Staatstatsache*, die für seine Herkunft und für seine Generation eine zunächst nicht problematisierte Gegebenheit ist. Ein irgendwie gefühlsbestimmter Beiklang *dynastischer* Art musste bei diesem Anti-Romantiker völlig fehlen, er besaß sie weder zu den Hohenzollern

noch zu den Wettinern, wiewohl er, in heiterer Laune, neben ungezählten seiner sächsischen Landsleute, den tüchtigen Kurfürst-König August den Starken unter seinen Ahnen wusste. Kaisertum steht einfach, historisch bedingt, für die Macht- und Rechtsordnung, die das Gefäß eines Volksschicksals ist, doch durchaus ohne das »Numinose« einer »Kaiser«-Idee, wie sie dem hohen Mittelalter zugehört hat, um zwischen dem Aufsteigen eines quasi souveränen Territorialfürstentums in einem verblassenden »Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation« zur literarisierten Attrappe zu werden, gelegentlich bis in unsere Tage hinein in einem »gebildet« lyrisierenden politischen Feuilletonismus missbraucht. *Demokratie* ist aber nicht Rousseausche naturrechtliche Romantik, sondern Eingliederung eines *breiten* Volksbewusstseins in die *Staatsverantwortung*. Deshalb der ungestüme Kampf für das gleiche Wahlrecht in Preußen, um den deutschen Führungsstaat alter agrarischer und neuer industrieller Feudalität, die er vor sich sah, zu entwinden. Mit der Gleichheit nicht bloß *vor* dem Gesetz, sondern *in* dem Gesetz, mussten als »revolutionär« plakatierte und verkündete »Klassenkampf«-Ansagen sich selber auflösen und einem selbstverständlichen National- und Staatsgefühl den Raum geben. Diese Grundgedanken greifen auch in die Elemente der gewerblichen Sozialstruktur: Wann kommt, so fragt er später, ein neuer Freiherr vom Stein, der aus den »Industrieuntertanen« »Industriebürger« mache. Das Neue der Betrachtungsweise war dies: ein politisches Buch, das eine Erweckung sein sollte, nicht mit der zeit- und landesüblichen Parteienpolemik zu verzieren, sondern eine *soziologische Situation* zu deuten, um sie *staatspolitisch wirksam* zu machen. Gumpłowicz hat 1905 in seiner »Geschichte der Staatstheorien« dieses Neue begriffen, neu innerhalb »des öden Wustes juristisch-staatsrechtlicher Absurditäten«, wie er sich, wenig höflich gegenüber den Koryphäen jener Epoche, auslässt. Naumann wollte *kein Staatstheoretiker* sein, wiewohl er 1919 auch theoretisches Denken in den Aufbau eines neuen Staates entsenden wollte, im Geschichtsbruch dies lebhaft empfindend, dass das *Formal-Juristische* allein einen Weg in die Zukunft seelisch *nicht sichern* könne - darum der manchem jugendlichen Besserwisser von heute anstößige »Entwurf volksverständlicher Grundrechte«, den Rudolf Smend in seiner staatlichen Integrationslehre psychologisch richtig gedeutet hat, so erstaunlich ihm (wie auch uns) Einzelthesen aus der Rückschau erscheinen mögen. Diese Tätigkeit liegt im Jahre 1919, Naumann hat damals in der Verfassungsarbeit gemeinsam mit dem Zentrumsabgeordneten Mausbach und dem einsichtigen Sozialdemokraten Dr. Quark die Eigenständigkeit der Kirchen rechtlich formuliert. An der letzten Formung der unpräzisen Schulparagrafen war er, erkrankt, nicht beteiligt, aber es würde ein wesenhaftes Stück in seinem politischen Porträt fehlen, würde nicht seine Schrift genannt werden, 1906, bei dem Streit um ein preußisches Schulgesetz : »Der Kampf der Konfessionen um die Schule«. Damals existierte noch der ziemlich scheußliche Begriff »Simultanschule«. Ich kann die historische Situation nicht breiter darstellen wollen. Er war der beredteste Anwalt dessen, was

man heute »Gemeinschaftsschule« nennt, weil sie ihm, in diesem so vielfach zerspaltenen Volk, auch als *Element eines verbindenden Gemeinbewusstseins* erschien. Konkret ging es in den Jahren vor und nach 1900 in Naumanns Entwicklung wesentlich um zwei Dinge: die Sozialdemokratische Partei zu einem positiven Verhältnis gegenüber diesem Staat, der doch die Herberge eines Volksschicksals, auch des Schicksals ihrer Anhänger, zu bringen - ihre damaligen Führer, um die er rang, Bebel, Auer, Vollmar, nannte er in einem hübschen Wort »Volksherzöge«. - den jüngeren Hörern ist kaum begreiflich zu machen, was es bedeutete, als in den süddeutschen Staaten, die das *gleiche* Wahlrecht besaßen, das staatliche Budget in den Landtagen von den SPD-Fraktionen bewilligt wurde! Durch Jahre und Jahre gingen die sehr heftigen internen Parteikämpfe, mit Verdammungsresolutionen, die man in Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt nicht beachtete. Das waren Entscheidungen, die Naumann nationalpolitisch für viel wichtiger hielt als die Situation der Resignation, in die ihn der Misserfolg des eigenen Parteienversuches gezwungen zu haben schien. Zu den *liberalen Parteigruppen* waren die persönlichen Beziehungen dichter geworden in der Zeit, da voll Leidenschaft um den Zolltarif 1902 mit den erhöhten Kornzöllen gestritten wurde. Naumann hat diesen Kampf wesentlich geführt in der Sorge, dass fremde Gegenmaßnahmen die deutsche Gewerbeentfaltung und damit den Lebensstandard des deutschen Industriearbeiters gefährden. Er hat später ausgesprochen, dass er die Wirkung falsch geschätzt habe. Die Technik, die gerade in jener Zeit ein neues Kapitel aufgeschlagen hatte, Motorisierung des Verkehrs, intensiver Ausbau der elektrischen Kraftübertragung, wachsende Weltgeltung der chemischen, auch der optischen und feinmechanischen Spezialindustrien, überrundete alle düsteren Prognosen. Versagen muss ich es mir, die ökonomische Problematik, wie sie sich für Naumann, der immerzu mit dem Statistischen Jahrbuch lebte, ergab, breiter darzustellen -es ist kein Zufall, dass er, vor der Berufswahl, eine Zeitlang schwankte, ob er Mathematik studieren solle. Als er 1901 die Präludien seines 1905 dann breit und groß gestalteten ökonomischen Werkes herausgab, »Neudeutsche Wirtschaftspolitik«, war das entscheidende Motiv angeschlagen: 1920 wird das Deutsche Reich 80 Millionen Bewohner haben. dass das Wort »neudeutsch« peinlich ist, hat uns damals nicht gestört, und dass nach ein paar Jahren die Bevölkerungszunahme retardierend wurde, Naumann also auch ohne Krieg unrecht behalten haben würde, auch später nicht. Doch das war das in jener Zeit *völlig Ungewöhnliche*, dass die rechnende, die berechnende Phantasie mit solcher Thetik ein Lehrbuch für Tagesentschlüsse des Gesetzgebers entwarf. Heute gehört derlei zum Geschäftsbetrieb empirischer Soziologie in aller Welt; Amerika hat es vielleicht damals schon gekannt, für Deutschland war es in solcher Form neu.

Als im Jahre 1901 die »Nationalsozialen« in Frankfurt ihre Tagung hielten, sprach Naumann über das Schicksal des Liberalismus, klagend, dass diesem deutschen Volk der »Elementarliberalismus«

fehle, den er etwa in England vermutete. Er hatte inzwischen praktischen und theoretischen Liberalismus in der Erscheinung von Lujo Brentano kennen gelernt, der wie kaum ein anderer das Ineinander von freiheitlicher Gesinnung und konkreter sozialpolitischer Phantasie und Anregungskraft besaß, er war in Frankfurt Charles Hallgarten begegnet, einem aus Amerika in sein Herkunftsland zurückgekehrten Philanthropen, der, ungefragt, Naumanns Stütze in den mannigfachen sozialpolitischen Versuchen, Wohnungsbau, Ausbildungsunternehmungen, wurde, er hatte in Richard Rösicke und Ernst Abbe, später in Robert Bosch, liberale Politiker kennen gelernt, die ohne Bindungsbedürfnis gegenüber ihrer Arbeiterschaft große Modelle einer als Beispiel wirkenden betrieblichen Sozialpolitik

hingestellt hatten. Und gab es in der Ahnenreihe nicht den Friedrich Albert Lange, den Hermann Schulze-Delitzsch, der die gewerblichen Genossenschaften gegründet und den Beginn der Gewerkvereine patronisiert hatte? Aus den persönlichen Erfahrungen heraus, aus geschichtlichen Einsichten erfolgte, vor der konkreten Situation seelisch bruchlos, sein Mitwirken im parteipolitischen Liberalismus, für den er die Erneuerung eines sozialpolitischen Bewusstseins bedeutete, mehr noch: den Motor für die Einigung, die in unwirschen Personalkonflikten zerbrochen war. Natürlich droht mir die Gefahr, da ich diese Entwicklungen im täglichen Beisammensein erlebte, sie zu überschätzen. Ach, sie sind auch menschlich lehrreich, weil, einfach mit politischer Einsicht, ein Mann, der vielen zur Mitte ihres Denkens geworden war, die Mitte verließ, in das Glied trat, bis man ihn später wieder in die Mitte rief. Was war das, 1907, im Reichstag ein Beginn! Die »Plätze« in den wichtigen Ausschüssen waren von ihren Stammgästen besetzt - das haben ja strebsame »Neulinge« hundertfach erlebt. Immerhin: während die Rhetoren und rasch arrivierten Routiniers später mitteilten - ich nenne jetzt, um niemanden zu verletzen, dass er im Parlament »versagt« habe, keinen Namen -, fand ich es, zwischen mancher Resignation, schön und beziehungsreich, dass er einem gewiss beiläufigen Gesetz, wie dem des Heimarbeiterschutzes, in Wesentlichem *seinen* Stempel aufdrücken konnte. Die Eindrücke der helfen wollenden Jugend im sächsischen Erzgebirge waren verpflichtende Last geblieben. Ist solche Haltung auch ein Erbe? Was aber war aus dem »Imperialisten« geworden? Ich sagte schon: seit dem Jahre 1908 ging es darum, das Reich *vor* dem Kaiser zu schützen. Wer sollte das tun? Das Parlament? Der Versuch, wesentlich von Naumann und Conrad Haussmann vertreten, den Reichstag zu einer »Adresse« an den Kaiser zu gewinnen, um »das persönliche Regiment« subjektiver Improvisationen in die Begrenztheit sachlicher staatlicher Verantwortung einzuzäunen, scheiterte an der gewiss nicht hinsehen, aber zu höflichen dynastischen Loyalität von Ernst Bassermann, dem Führer der Nationalliberalen. Der etwas humpelnde Weg zur Parlamentarisierung der deutschen Staatsentscheidungen, und damit zu *einer* der



Formgebungen der Demokratie, setzte damals ein, ging über die Wahlabkommen von 1912, die von den liberalen Gruppen und dann auch mit den Sozialdemokraten geschlossen wurden, um die 1909 bei der Verwerfung der Erbschaftssteuer entstandene zentrumlich-konservative Mehrheit zu überwinden, über die Gruppierung bei der so genannten »Friedensresolution« von 1917, über die Bildung des Kabinetts Hertling-Payer zu dem des Prinzen Max. Die Entwicklung hatte einen *Zwangs*charakter angenommen, den Naumann durch seine Schrift »Der Kaiser im Volksstaat« noch 1917 die Freiwilligkeit gebettet wissen wollte.

Ob man das so genannte »parlamentarische System« als wesenhaftes Kind des Liberalismus nennen kann? Die Färbungen der Formbildungen in den einzelnen Nationen sind zu verschieden, um mit einer schlechthin gültigen Begrifflichkeit umfasst werden zu können. Ganz sicher hat der Jahre währende Kampf um die so genannte Reform Bill in England, 1832, da die Whigs den Tories bürgerliche Wahlrechte abzwangen, und den um idealistische Nationalerwartungen, um verfassungsrechtliche Zusicherungen durch den Wiener Kongress sich betrogen fühlenden Deutschen die Flucht in fremdes Geschehen zum Gefühlsersatz wurde – Griechen -, dann Polenbegeisterung mit ihrem Echo in der deutschen Dichtung, die Phantasie der Deutschen genährt, nachdem die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung nach 1815 Wrack geblieben war. Aber die einfachen Tatbestände nach 1900, zumal die innenpolitischen Machtkämpfe im Krieg, unvermeidlich geworden durch den Charakter, den der Krieg genommen hatte, waren wirksamer als historische Reminiszenzen. Das demokratische Element, einem *Volkswillen* in geregelter Rechtsform den Ausdruck zu gewinnen, paarte sich mit dem ständischen Bindungen erwachsenen *Auftrag* an die *individuelle Eigenverantwortung* gewählter Vertreter - das ist ein Stück aus der traditionellen, der klassischen Vorstellungswelt des Liberalismus, wie sie in der belgischen Verfassung von 1831, zumal aber auch in dem 48er Werk der Frankfurter Paulskirche sich gespiegelt hatte. Hier ruht auch der Gegensatz zu der revolutionären *Räte-Ideologie* mit »Auftrag« und Abberufbarkeit, die wohl auf Bakunin zurückgeht, nach 1918 aber ein Kernstück des Kampfes um die Staatsgestaltung wurde, da die »Arbeiter- und Soldatenräte«, nach der improvisierten revolutionären Vorprobe, die von den Bolschewiken als »Demokratie« angeboten wurde, eine andere Machtgestaltung suchten. Naumann optierte für den Parlamentarismus, weil er in ihm, anders als in einer plebiszitären Formgebung, eine Kraft der Stabilisierung sah. Würde das auch für eine *Außenpolitik* gelten, in der spürbar die sehr alten Kräfte dynastischer Freundschaft, Familienbeziehungen, Erbverträge usf. im Absinken, wenn nicht schon ganz verschwunden waren?

Die der Gegenwart bekannte persönliche Antipathie zwischen Edward VII. und seinem Neffen Wilhelm II mochte solches sorgende Bedenken nahe legen. Es wäre, glaube ich, verkrampft, eine

kontinuierliche außenpolitische Konzeption Naumanns rekonstruieren zu wollen. Sicher ist dies, dass durch sein Grundgefühl als wichtigste Aufgabe die faire Bereinigung der Beziehung zu Frankreich ging; dort ist er gerne gereist, hat sich menschlich wohl gefühlt, die politische Begegnung mit Jean Jaures hat ihn freudig gemacht. England hat er erst spät, 1913, kennengelernt, von einigen liberalen Abgeordneten freundlich betreut; ich glaube, der in seiner Frühzeit unzweifelhaft vorhandene Anti-England-Komplex war schon vorher abgeblasst; die Größenordnungen des noch ungeschwächten Empires mussten ihn stark beeindrucken. Die bislang nicht intensiv behandelte Problem-Stellung internationaler Bindungen, die mehr wären als militärische Zweckbündnisse, hatte begonnen, seine Rechenhaftigkeit und seine suggestive Phantasie zu beschäftigen.

Er war, bei respektvoller Freundschaft mit Männern und Frauen solcher Gesinnung, nie »Pazifist« in dem populären Sinn dieses Wortes gewesen, die militärische Verteidigungsbereitschaft schien ihm geradezu als geschichtlich gegebene Notwendigkeit, er spürte, wie auch soziale Bedrängnis als Element militärischer Expansionsversuche gebraucht werden könne - das Wort von dem »proletarischen Imperialismus«, mit dem er Italiens Tripolis-Unternehmen deuten wollte, spricht davon. Unter dem Eindruck militärtechnischer Entwicklung setzte er neben das überkommene Wort von dem »bewaffneten Frieden«, in dem die Staaten leben, die herbe Formel von dem »berechneten Krieg«, der geführt werde, auch wenn keine Kanonen schießen. Aber er spürt zugleich das Ungenügen dieses Zustandes, und eine seiner letzten größeren Arbeiten galt der Untersuchung und Darstellung, welche Formenwelt von staatlichen Rechtsbindungen, welche Gesinnungskraft von freiwilligen Verständigungen und Übereinkünften als Friedensmächte neben militärische Verteidigungsapparatur treten können. Da kam der Krieg! Sein früher Tod erweist Naumann selber als dessen spätes Opfer - der große, füllige Mann glaubte aus moralischer Strenge, wenn er schon durch Reden und Schriften den deutschen Menschen in einem geforderten Staatssinn beeinflussen sollte, sich an die Kalorien halten zu müssen, die nicht für sein Volumen berechnet waren. Geschenke wies er zurück, auch von bäuerlichen Freunden aus seinem alten Wahlkreis - doch dies nur nebenbei. Er war, rechnend und rechnend, über den Kriegsausgang von Anbeginn tief pessimistisch, ehrte die Tapferkeit der Soldaten, die Entbehrungskraft der Bevölkerung, und wurde, der selber immer die Rüstungsnotwendigkeit bekannt hatte, betroffen, unruhig, bedrückt, als die Tirpitz, Falkenhayn, Ludendorff begannen, technischen Sachverstand und militärischen Ruhm in politische Forderung, ja Vergewaltigung umzumünzen. Ich war im Januar 1915 bei ihm in Berlin.

Im nebenbei gab ich die Anregung: er solle doch einmal etwas gegen den Unfug sagen, dass die flandrische Küste die deutsche Militärbastion gegen England bleiben müsse. Ach, das besorge Hans Delbrück nachdrücklich genug. Er saß mitten in den Vorarbeiten zu dem Buch, das den Deutschen nach dem Kriegsausgang, den er optimal mit einem Remis erwartete, eine politische und kulturelle Aufgabe belasse oder neu stelle - er studierte Geschichte und Wirtschaft der Donau-Monarchie. So ist das in herrlichem Deutsch geschriebene Werk »Mitteleuropa« entstanden, das ein seltsames Schicksal erlebte: den denkenden Soldaten gab es eine Vorstellung, was ihr Kämpfen, über strategisches Siegen oder taktisches Abwehren hinaus, als *positiven) politisch schöpferischen Sinn haben* könne, könne! Nur deutsche Verblendung, die es auch *vor* Hitler gab, sah in solchem Vertragsentwurf, der doch auch ein Stück Rückkehr zu Bismarck war, »Defaitismus«. Aber die angelsächsische Welt machte es sich in Teilen genauso bequem: der vor seinen Jugendmeinungen resignierende Naumann schien die legendäre Fibel eines deutschen Imperialismus neu geschrieben zu haben. Bei anspruchslosen Literaten, die nicht Quellen lesen, sondern zeitpolemische Kommentare abschreiben, geistert derlei heute noch. Das Werk kann heute freilich nur noch mit tragischen Empfindungen gelesen werden, wie Naumann sich bemüht, mit Vorschlägen die polnische Nation in ihrer geistesgeschichtlichen Bindung an den Westen zu erinnern, wie er, tschechisches Ressentiment nicht verkennend, *Prag* in dieser Konzeption eine große Aufgabe zuweist. Das so blutige wie fast banale Ende, da auf dem Balkan, in Italien, im Westen Kriegsfrenten von überlegenen Kräften durchbrochen wurden, hat dies »Mitteleuropa« in die Truhe der Märchen spediert, der so harte wie enge magyarisches Ministerpräsident Graf Tisza hatte es schon vorher zur Illusion werden lassen. Hat von derlei zu reden bei solcher Gelegenheit eigentlich einen Sinn? Ist es nicht ein Missbrauch Ihrer Geduld, weil man bei einem Bundespräsidenten nicht »Schluss« zu rufen pflegt? Ich habe mit voller Bewusstheit Naumann nicht »aktualisiert«, und zwar nicht um meiner amtlichen Stellung willen, sondern aus Respekt vor dem Mann. Also nichts davon: wie würde Naumann zur Atomfrage stehen, was würde er von dem Mitbestimmungsrecht bei Holdinggesellschaften halten, was von der Rechtsförmigkeit in Streikentscheidung usf. usf.

Seine Werke, auch wenn man sie in der Manier von Anthologien auflöst, geben kein »Losungsbüchlein« für eine gegenwärtige Verhaltensform, aber ich glaube, doch fast immer eine Anregung zur geistig nüchternen und seelisch durchwärmten Selbstbesinnung. Ich weiß nicht recht, ob man dies nun als »Erbe« bezeichnen kann. Davon sprach ich ja schon: Die Bedingtheiten seiner Zeit geben die Farben und Färbungen, und man mag finden, dass ähnliche Fragestellungen, sozialpolitische Getriebenheit und nationalpolitische Gehaltenheit, in jener Epoche auch in anderen Staaten sichtbar werden - Karl Renner in Wien, Bissolati in Rom, Jaures

und der junge Briand in Paris - an Lloyd George ist freilich nur mit Einschränkung zu denken. Es mag daran erinnert werden, wie er, nicht nur durch seine außerordentliche Rednerkraft, sondern eben durch die unbelastete Unbefangenheit seines Fragens, ein Erwecker wurde. Männer, die später ihren eigenen Weg gingen, über das parteipolitische Missgeschick enttäuscht, vielleicht auch ungeduldig, verließen seinen Kreis, frühere »Naumannianer« waren später in anderen Gruppen zu finden, von den Sozialdemokraten bis zu den Deutschnationalen - auch der junge Stresemann hatte 1901 auf dem nationalsozialen Vertretertag in Frankfurt sein überlokales Debüt gefeiert. Gleichviel, sie hatten seines Geistes einen Hauch gespürt, und er hatte, da er ein Wecker zum eigenen Sein war, und wohl auch, Enttäuschungen überschlagend, sein wollte, alle Trennungen mit noblem Respekt behandelt. Mag solches ein »Erbe« sein? Das reicht nicht aus, denn es zerfließt in das Individuelle einer freundschaftliche Toleranz, die freilich auch nichts Geringes ist. Aber wenn hier in der Friedrich-Naumann-Stiftung gelehrt werden wird, dann mag dies doch ein sonderliches Erbe sein, dass dieser Mann, der in so großartiger Weise ein Lehrender gewesen ist, immer ein Lernender vor den Wirklichkeiten blieb, um sich ihnen in der Freiheit einer sittlichen Entscheidung zu stellen.